

BUCHMESSE FRANKFURT

Teures Pflaster für Schweizer Verlage

Für Schweizer Verlage wird es finanziell zunehmend schwierig, das Schaulaufen an der Frankfurter Buchmesse mitzumachen. Dafür mischt die Schweizer Literatur dieses Jahr ganz vorne mit. Gastland ist Indonesien.

VON SILVIA SÜESS

Fünf Jahre ist es her, seit der Deutsche sowie der Schweizer Buchpreis an eine Schweizer Autorin gingen: Melinda Nadj Abonji gewann 2010 mit ihrem Roman «Tauben fliegen auf» beide Preise. Dieses Jahr könnten erneut beide Preise an eine Schweizerin gehen. Die in Hamburg lebende Schweizer Autorin Monique Schwitler steht mit ihrem Roman «Eins im Anderen» (vgl. «Zwölf Männer und zwei grosse Lieben») auf der Shortlist sowohl für den Deutschen wie auch für den Schweizer Buchpreis.

Auf die Shortlist des Deutschen Buchpreises hat es auch der Schweizer Rolf Lappert mit seinem Roman «Über den Winter» (vgl. «Kaltes Klima überall») geschafft. Ausserdem darauf: Frank Witzel mit «Die Erfindung der Roten Armee Fraktion durch einen manisch-depressiven Teenager im Sommer 1969», Inger-Maria Mahle mit «Wie ihr wollt», Ulrich Peltzer mit «Das bessere Leben» und schliesslich Jenny Erpenbeck mit «Gehen, ging, gegangen». Die Berliner Regisseurin und Autorin wird als Favoritin für den Preis gehandelt. In ihrem Roman über junge Flüchtlinge aus Afrika, die in Berlin gestrandet sind, bearbeitet sie ein höchst aktuelles Thema literarisch (vgl. «Was passiert, wenn wir den Platz tauschen»).

Vergeben wird der Deutsche Buchpreis am Montag, 12. Oktober: Er macht den Auftakt zur Frankfurter Buchmesse. Dort stellen Verlage aus der ganzen Welt ihr Programm an Ständen vor und offerieren neben Lesungen ihrer AutorInnen meist auch noch Apéros. Während fünf Tagen versucht man so nach Kräften, die Buchbranche als eine florierende Branche zu präsentieren – was jedoch nicht wirklich der Fall ist. Der Schweizer Diogenes-Verlag etwa musste dieses Jahr wegen der Aufhebung der Eurokurs-Untergrenze auf einen teuren Stand an der Buchmesse

verzichten. Und das, obwohl das Unternehmen neunzig Prozent seines Umsatzes in Deutschland erzielt.

Anwesend sein werden dafür gut siebzig AutorInnen aus Indonesien, dem diesjährigen Gastland der Buchmesse. Sie präsentieren die Neuerscheinungen ihrer Werke in deutscher Sprache. Einige von ihnen kommen anschliessend auch in die Schweiz, an die Literaturtage Zofingen. Unter ihnen ist Leila Salikha Chudori. Sie kam 1962 in Jakarta zur Welt, arbeitete als Redaktorin, schreibt Drehbücher für Fernsehfilme und gehört heute zu den bekanntesten Autorinnen Indonesiens. In ihrem Roman «Pulang» (2012), auf Deutsch 2015 unter dem Titel «Pulang (Heimkehr nach Jakarta)» im Weidle-Verlag erschienen, setzt sie sich mit dem noch immer unaufgeklärten Putschversuch gegen Präsident Sukarno im Jahr 1965 und seinen

Folgen auseinander. Sie erzählt von einer Gruppe Journalisten, die ins Exil fliehen mussten, als die Massenmorde an (angeblichen) Mitgliedern und SympathisantInnen der Kommunistischen Partei Indonesiens begannen. In Paris versuchen sie dann, Fuss zu fassen.

Auch der Indonesier Andrea Hirata wird von Frankfurt an die Literaturtage Zofingen weiterreisen. Ihm gelang der internationale Durchbruch mit seinen autobiografischen Romanen «Die Regenbogengruppe» (2005, Deutsch 2013) und «Der Träumer» (2009, Deutsch 2015), die beide auch verfilmt wurden.

Die Frankfurter Buchmesse findet statt von Mittwoch bis Sonntag, 14.–18. Oktober. www.buchmesse.de

Die Literaturtage Zofingen finden statt von Freitag bis Sonntag, 23.–25. Oktober. www.literaturtagezofingen.ch

Es wird versucht, eine Branche als florierend darzustellen, die es gar nicht ist.



Sichtbar machen, dass der Mensch im Grunde ein Migrant ist: Autorin Jenny Erpenbeck literarisiert E

«GEHEN, GING, GEGANGEN»

Was passiert, wenn wir den Platz tauschen

Mit ihrem neuen Roman über Flüchtlinge gelingt Jenny Erpenbeck, was tagespolitische Analysen zum Thema nicht vermögen: unseren Blick grundsätzlich zu verändern. Kein Wunder, wird sie als Favoritin für den Deutschen Buchpreis gehandelt.

VON MARTINA SÜESS

«We become visible»: Sichtbar werden war das Hauptanliegen der Flüchtlinge, die von 2012 bis 2014 den Oranienplatz in Berlin-Kreuzberg besetzten, um gegen die unmenschlichen Asylgesetze zu demonstrieren. In «Gehen, ging, gegangen» literarisiert Jenny Erpenbeck die Ereignisse rund um diese Besetzung und die darauf folgenden Verhandlungen mit dem Senat – die letztlich dazu führten, dass die Fremden wieder ins Unsichtbare verdrängt wurden. Zuerst wurden sie am Stadtrand untergebracht, später bekamen fast alle einen negativen Asylbescheid.

Erpenbeck stellt sich ganz in den Dienst der Flüchtlinge, ihr Roman will jene Sichtbarkeit realisieren, die am Oranienplatz nicht oder nur teilweise gelingen konnte. Nun erscheint der Roman genau zu einem Zeitpunkt, an dem die Asylsuchenden auch bei uns ins Bild drängen und von Unsichtbarkeit keine Rede mehr sein kann. Dennoch ist Erpenbecks Projekt nicht überflüssig geworden. Denn der Roman führt vor, wie literarische Fiktion die schrille Aufmerksamkeit tagespolitischer Berichterstattung ergänzen kann. Weil gute Literatur nicht nur die Oberfläche der Ereignisse analysiert,

sondern unseren Blickwinkel von Grund auf verschiebt.

Das geschieht zuerst einmal so, wie wir es erwarten. Die Männer aus Afrika bekommen Namen und Geschichten, wir erfahren, woher sie kommen und warum sie fliehen mussten: Raschid ist Schlosser, in Nigeria hatte er eine eigene Werkstatt. Am Tag eines Massakers im Jahr 2000 trug er ein kostbares blaues Gewand, denn es war ein Feiertag. Awad lebte mit seinem Vater in einem grossen Haus mit acht Zimmern im libyschen Tripoli. Dann wurde sein Vater erschossen, das Haus zerstört. Awad hat sich gerettet und irrt nun verstört herum, auf der Suche nach einem sicheren Zuhause. Karon war elf Jahre alt, als er sein erstes Messer bekam, um auf den Feldern von Ghana zu arbeiten. Seither kämpft er ums Überleben und reist als Schuhhändler, Obdachloser und Wirtschaftsflüchtling durch die Welt, um irgendwo einen Platz zum Schlafen zu finden.

Es sind Geschichten, die man kennt und doch nicht kennt, Geschichten, die erschrecken, befremden, im schlimmsten Fall lähmen. Im besten Fall aber aktivieren sie unsere Sympathie und machen

uns zu teilnehmenden Mitmenschen. Und genau darauf zielt der Roman ab.

Mitgefühl per Literatur

Nicht erst die Neurowissenschaft erkennt in der Fähigkeit des Mitfühlens ein Grundprinzip menschlicher Soziabilität. Schon Adam Smith hat in seiner «Theorie der ethischen Gefühle» (1759/1790) die «Sympathie» als zentralen Kitt des Zusammenlebens und als Grundlage für die Entwicklung gemeinsamer moralischer Normen ausgemacht. Lesenswert ist Smith vor allem deshalb, weil er auch die Schwierigkeiten hervorhebt, die mit der Sympathie als Instrument der Anteilnahme, Beurteilung und Integration verbunden sind. Zwar erleben wir, so Smith, reflexartige Körperreaktionen, wenn wir sehen, wie anderen Schmerz zugefügt wird. Doch dieses als «spontan» erlebte Mitgefühl wird in Wahrheit durch unsere Vorstellungskraft hervorgerufen: nämlich «wenn wir mit dem Leidenden in der Fantasie den Platz tauschen».

Fehlt uns diese Vorstellungskraft – zum Beispiel mangels Erfahrung –, so können wir die Ge-

fühle des anderen nicht nachvollziehen und werden sie möglicherweise sogar als unangemessen verurteilen. Es ist deshalb wichtig, so Smith, dass wir nicht nur mit einem Gefühl konfrontiert werden, sondern auch die Geschichte dazu erfahren. Denn «Sympathie entspringt nicht so sehr aus dem Anblick des Affektes, als vielmehr aus dem Anblick der Situation, die den Affekt auslöst». Literatur, das zeigt sich an Erpenbecks Roman, ist perfekt geeignet, Sympathie über die Grenzen des Bekannten hinaus möglich zu machen, denn sie kann sich jener Frage annehmen, die laut Smith die wichtigste ist, die wir dem Gegenüber stellen müssen, bevor wir uns ein Urteil bilden: «Was ist dir widerfahren?»

Der Krieg vor der Haustür

Sympathie ist also bei Smith emotional und rational bedingt. Darauf baut auch Erpenbeck. Meisterhaft setzt sie erzählerische Mittel ein, um genau jene Mischung aus Betroffenheit und Einsicht herzustellen, die den Erfahrungshorizont der LeserInnen erweitert. Eines dieser Mittel ist Richard, emeritierter Professor für Klassische Philologie, der als Protagonist fungiert und eine behutsame Annäherung an die Fremden ermöglicht. Der freundliche, gebildete und doch ahnungslose Herr repräsentiert jene «hegemoniale» Stimme, die unsere literarische Tradition bestimmt. Er ist uns vertraut – auch wenn er seine eigene Geschichte hat, die im Zweiten Weltkrieg beginnt, sich in der DDR fortsetzt und am selben Ort in einem anderen Land dem Ende zugeht.

Diese deutsche Biografie bildet einen Kontrast, der einerseits beruhigend wirkt, da wir uns von den erschütternden Erzählungen der jungen Männer erholen können. Andererseits behalten die Berichte von Zerstörung, Armut und Verlust gerade durch die Gegenüberstellung mit Richards «normalem» Leben ihren Schrecken. Gekonnt werden die Erinnerungen und Erlebnisse miteinander verwoben, werden Erzählperspektive und Sprachstil gewechselt, um jene Effekte zu erzielen, auf die es der scheinbar naive Roman abgesehen hat: Empörung, Wut und Erschütterung. Und gleichzeitig: Erkenntnis und Mut zum eigenen Engagement.

Es ist eine gute Entscheidung der Autorin, den Roman nicht mit Hintergrundinformation über



Begebenheiten um das 2014 geräumte Protestcamp von Flüchtlingen am Berliner Oranienplatz. FOTO: GETTY

die Kriegsursachen in den verschiedenen Herkunftsländern zu überfrachten, sondern sich auf den «Krieg» vor der eigenen Haustür zu konzentrieren. Die verwaltungstechnischen Hürden, das Arbeitsverbot, die faschistoiden Anfeindungen und die absurden Konsequenzen des Dublin-II-Abkommens halten die Flüchtlinge auch in Europa in einer kriegsähnlichen Situation gefangen: «Der Fremdling nun, der in keinem von diesen Ländern zu Haus ist, gerät zwischen die unsichtbar gewordenen Fronten, in eine innereuropäische Diskussion, die mit ihm und dem wirklichen Krieg, den er hinter sich lassen will, nicht das geringste zu tun hat.»

Hier nimmt uns der Roman in die Verantwortung, erlöst uns aber auch aus der Ohnmacht. Wir können nicht sämtliche Konflikt-herde auf der Welt befrieden, aber wir können uns dafür einsetzen, dass den Fremden bei uns nicht noch mehr Leid widerfährt. Denn Flucht, Migration, Exil, das macht der Roman deutlich, sind keine Zeiterscheinung, keine Probleme, die gelöst werden können, sondern etwas, das so alt ist wie die Menschheit selbst und mit dem wir – wie alle vor uns – umgehen müssen.

Der Mensch ist ein Migrant

Das eigentlich Grossartige an diesem Roman ist, dass er nicht nur beiläufig eine Kulturgeschichte der Migration skizziert, sondern dass er die Geschichte der Menschheit als Geschichte der Migration sichtbar macht: «Tausende von Jahren dauert die Bewegung der Menschen über die Kontinente schon an, und niemals hat es Stillstand gegeben. Es gab Handel, Kriege, Vertreibungen, auf der Suche nach Wasser und Nahrung sind die Menschen oft dem Vieh, das sie besaßen, gefolgt, es gab Flucht vor Dürre und Plagen, Suche nach Gold, Salz oder Eisen, oder es konnte dem Glauben an den eignen Gott nur in der Diaspora die Treue gehalten werden, es gab Verfall, Verwandlung, Wiederaufbau und Sied-

ler, es gab bessere oder schlechtere Wege, niemals aber Stillstand.»

Auch dafür erweist sich der Altphilologe Richard als gutes Mittel. Denn überliefert ist diese Geschichte gerade auch in jenen Texten, auf die sich europäische PolitikerInnen gerne berufen, um eine «europäisch-abendländische Identität» zu begründen und gegen unerwünschte Einflüsse abzugrenzen. Durch die Begegnung mit den afrikanischen Männern erkennt Richard, dass die literarische Tradition, die er seit Jahrzehnten kennt und deutet – Seneca und Hesiod, die Bibel und die griechischen Mythen, Homers «Odyssee» und Goethes «Iphigenie» –, von der Erfahrung des Fremdseins, von Flucht und Verirrung erzählt. Mehr noch: dass sie aus dieser Erfahrung überhaupt erst hervorgegangen ist.

Was der Roman also sichtbar macht, sind nicht nur die Flüchtlinge vom Oranienplatz, sondern dass der Mensch im Grunde ein Migrant ist: ein kurzfristiger Gast auf dieser Welt. Auch wenn er das in guten Zeiten erfolgreich verdrängen kann. «Ist es nicht so, sagt Awad, dass jeder erwachsene Mensch – ob Mann, ob Frau, ob reich oder arm, ob er Arbeit hat oder nicht, ob er in einem Haus wohnt oder obdachlos ist, ganz egal –, dass jeder Mensch seine paar Jahre zum Leben hat und dann stirbt?» Trotz aller Differenzen hält der Roman an der Idee einer menschlichen Universalie fest: In der Flüchtigkeit und Unbeständigkeit unserer Existenz sind wir alle gleich. Daran zu erinnern und dadurch Sympathie auch mit dem Fremdesten denkbar zu machen, ist möglicherweise eine der Aufgaben von Literatur.



Jenny Erpenbeck: «Gehen, ging, gegangen». Knaus Verlag. München 2015. 352 Seiten. 29 Franken.

«ÜBER DEN WINTER»

Kaltes Klima überall

Rolf Lappert legt einen scheinbar unspektakulären Familien- und Künstlerroman vor. Doch sein bestes Buch seit «Nach Hause schwimmen» ist voll bezwingender Suggestionskraft.

VON HANS ULRICH PROBST

Der fünfzigjährige Konzeptkünstler Lennard Salm sucht an irgendeinem Mittelmeerstrand im Spätherbst nach Schwemm- und Strandgut für seine nächste Installation, da macht er einen grausigen Fund: Er entdeckt einen toten Säugling, festgebunden an ein gekentertes Flüchtlingsboot. Von Stund an will er nichts mehr wissen von seiner zynischen Kunst («Ich bin kein Künstler mehr»). Er verweigert sich auch seinem Förderer und Vermarkter Wieland, in dessen Feriendomizil, einer morbiden Rentnerkolonie, er haust.

Salm begräbt die Leiche des kleinen Mädchens und wird dann weggerufen nach Hamburg, wo seine ältere, herzkrankte Schwester verstorben ist.

Widerwillig sieht Salm sich dort mit dem konfrontiert, wovor er längst Reissaus genommen hat: seiner Familie. Diese war nie ein Hort der Geborgenheit. Da ist der hilfällige Vater, verhandelter Vulkanologe, der mit einer Gefährtin aus dem Osten sehr bescheiden leben muss. Da ist die leicht überdrehte jüngere Schwester Bille, erschöpft vom permanenten Prekariat der Theaterszene. Und da ist die Salm völlig entfremdete, in die USA weggezogene Mutter, die ihm mit einem Fremden noch einen faden Halbbruder beschert hat, wie nur er weiss.

Statt hanseatischer Eleganz führt der Roman ein froststarrendes Hamburg heruntergekommener Vorstädte vor. Und Eiseskälte prägt auch das Beziehungsklima in Salms Familie. Trotz sparsamer äusserer Handlung entwickelt «Über den Winter» einen enormen Sog: Das Zauberwort lautet «Empathie». Lennard Salm, einsamer Wolf und egozentrischer Künstler,

nutzt seine Sensibilität nun plötzlich im Umgang mit seiner Umwelt.

Rolf Lappert ist ein Meister atmosphärisch dichten Erzählens. Mit seinem Flair für Nuancen, mit seiner poetischen Genauigkeit und Geduld lässt er aus beiläufigen Anlässen anrührende, sinnlich leuchtende Szenen entstehen. Auch wenn der Eiswind die Menschen über die ganze Romandauer leitmotivisch im klammen Griff hält, kommt es zwischen den Figuren zunehmend zu teils flackernd fahlen, teils auch furiosen Wärmefeuern. Intensive Begegnungen und klärende Gespräche führen nicht zu vor-eiliger Versöhnung, doch zu wachsendem Verständnis fürs vielfältige, allseitige Scheitern.

Das offene Ende: Lennard Salms existenzielle Einsamkeit bleibt ungebrochen, seine Perspektive fragil. Für einmal indes haut der zuvor stets Unstete nicht ab, sondern will als «Hausmeister» beim Vater und dessen Nachbarn verweilen.

Faszinierend, wie mit Ruth Schweikert und Rolf Lappert gleich zwei potente Schweizer AutorInnen dieses Jahr das Thema Familie aufgegriffen haben und es völlig verschieden, aber dennoch mit verblüffenden Berührungspunkten literarisch gelungen bewältigen. Beide sind eines Buchpreises würdig.



Rolf Lappert: «Über den Winter». Hanser Verlag. München 2015. 383 Seiten. 32 Franken.

«EINS IM ANDERN»

Zwölf Männer und zwei grosse Lieben

Monique Schmitters autobiografisch gefärbte Schilderungen von Liebesbeziehungen wirken manchmal trivial und manchmal wunderbar.

VON EVA PFISTER

In diesem Buch stecken mindestens zwei spannende Romane. Zwar sind es zwölf Episoden, zwölf Lieben, benannt nach Aposteln, von denen die Ich-Erzählerin berichtet und über die sie philosophiert. Da aber einige dieser Männergeschichten ziemlich konstruiert wirken, so, als sollte das Dutzend vollgemacht werden, bleiben nach der Lektüre vor allem zwei wunderbar erzählte Geschichten im Gedächtnis haften. Die Autorin Monique Schmitter hätte diesen gerne mehr Raum geben können.

Da ist die Geschichte ihrer ersten grossen Liebe: Petrus. Er ist gross gewachsen, wirkt stets souverän und kommt aus reichem Elternhaus. Während die Freunde bei einem Silvesterflug in den Bergen vor dem kalten Heimweg zittern, trinkt er ganz entspannt einen vierten Kafi Lutz und verrät dann, dass er ein Taxi bestellt habe. Im Vergleich zu ihm wirkt die Ich-Erzählerin extrem hilflos. Sie ist in geliehenen, drückenden Seehundfellstiefeln losmarschiert und schliesslich in Socken durch den Schnee gestapft. Nun sitzt sie mit halb erfrorenen Füssen da und wartet schicksals ergeben auf den weiteren Verlauf des Abends.

Wie die ungleiche Beziehung endet, verrät Monique Schmitter erst am Ende von «Eins im Andern». Der Roman beginnt damit, dass sie von Petrus' Tod erfährt. Es war Selbstmord, und die Erzählerin erinnert sich, dass er mehrmals andeutete, dass er «gehen» wolle. Gern hätte man mehr über ihn erfahren, aber er verschwindet aus dem Männerreigen, sein Bruder Andreas taucht auf, später sein Freund Simon, und dazwischen Episodenfiguren wie Nathanael, mit dem sie durch den Wald stapft auf der Suche nach einer Esche, die als Grabstätte für seine Eltern auserkoren wurde – ein schönes, absurd-witziges Kapitel, das Monique

Schmitter auch beim diesjährigen Wettlesen um den Bachmann-Preis in Klagenfurt vorge-tragen hat.

Eigentlich geht es aber um Philipp. Mit ihm ist die Ich-Erzählerin verheiratet, mit ihm hat sie zwei Buben, ihn liebt sie – und mit ihm hat sie die grössten Probleme. Hat er doch nicht nur sein gesamtes Geld sowie die Sparbücher der Kinder verzoockt, sondern zusätzlich noch Tausende Euro, die er sich von Verwandten und Bekannten ausgeliehen hatte.

In dieser Krisensituation beginnt die Ich-Erzählerin, über die Männerbeziehungen ihres Lebens nachzudenken und die Geschichte ihrer zwölf Apostel aufzuschreiben. Sie ist Schriftstellerin, kommt aus Zürich und lebt in Hamburg – wie Autorin Monique Schmitter auch, die in dem Buch offensichtlich mit autobiografischen Elementen spielt. Manche der Geschichten wirken auch authentisch, während andere aus irgendeinem Trivialroman stammen könnten.

Die These der immer gleichen Liebe, die sich nur verschiedene Objekte aussucht, überzeugt aber weder psychologisch noch als roter Faden. Dagegen wäre Philipp, dieser sympathische Spielsüchtige, der in einer Familie aufwuchs, in der man gerne alles Unangenehme verdrängte, der ideale Protagonist eines weiteren Romans.



Monique Schmitter: «Eins im Andern». Droschl Verlag. Graz 2015. 232 Seiten. 28 Franken.